



Beim Volkstanz pur, ganz ohne die übliche Staffage, mit dem „Sons of Sissy“ löst sich jedes Rollenklischee in nichts auf.

FOTO: SPIELART/ OH

Drah Di, Mandl!

„Spielart“ setzt den Trend fort, wonach Performer das Publikum selten über ihre körperliche Beschaffenheit im Unklaren lassen; was aber manchmal dann doch großartig ist

VON EVA-ELISABETH FISCHER,
RITA ARGAUER UND EGBERT THOLL

München – Wenn man unter „Hiatus“ Kluff versteht, dann hat sich das Tanztheaterstück gleichen Namens zweifelsohne in eine solche selbst versenkt. Das durchaus in der Branche angesehene Produktions-trio allerdings meint mit Hiatus den „Moment, die übermäßige Sekunde“ zwischen der Wahrnehmung und der bewussten Entscheidung zu handeln“. Das schaut dann so aus: Acht teilnahmslos monologisierende Männer und Frauen ohne jede Körperspannung mimen in steter Bewegung nach einer Idee der Regisseurin Ana Zirner, der Dramaturgin Martina Missel und des Choreografen David Russo in ihrem „Projekt über Bettler und Passanten“ Betroffenheitstheater auf Selbstprüfungsbasis. Das öde Resultat: Dilettantismus, gespeist aus der Milch der frommen Denkart, und allenfalls ein saures Rülpschen wert.

Bei den „Sons of Sissy“, den „Tunten-Söhnen“, muss man dann mächtig schlucken. Dann nämlich, wenn der Wiener Simon Mayer als Goafischmalzer ein schweres Tau durch die Luft peitscht und man in der ersten Reihe, um seinen Skalp fürchtend, erlebt, mit welcher unbändigen Lust und Kraft diese vier Musiker-Tänzer traditionelle Rollen und Gebräuche anhand musikalischer und tänzerischer Beispiele demonstrieren, demontieren und für sich selbst wieder neu zusammensetzen.

Simon Mayer, Matteo Hitzmann, Patrick Redl und Manuel Wagner jodeln erst einmal herzerreißend, schrammeln dann auf zwei Geigen, dass der Bogen raucht, lassen die Quetsche singen und den Kontrabass bollern in schönster Stubnmusi-

Manier, bis das harmonische Ganze im Klangchaos zerfällt und das Akkordeon nur noch stöhnt und ächzt. Und sie polken und walzen stampfend im Takt, kreiseln in volkstümlichen Reigen. Drei von ihnen haben Hosen an und einer trägt Rock. Irgendwann haben sie dann gar nichts mehr an, schuhplatteln auf ihren nackten Schenkeln und Schinken, klatschen mit hohlen Händen ihren Alpen-Flamenco, verwandeln sich endlich in kreiselnder Kette zum griechisch-römischen Vasenrelief. Sie reißen einen hin und her zwischen Faszination und Gelächter. Und einmal, da stockt einem der Atem, dann nämlich, wenn zwei Männer einander gegenüber stehen und die Luft zwischen ihnen vor Begehren vibriert und sie einander nach langen Sekunden umarmen und drücken wie grob-zärtliche Tanzbären. Und es ist egal, ob sie angezogen oder nackt sind und das, was sie tun männlich, weiblich und überhaupt eindeutig und normkonform ist. Ein letzter Jodler noch, und man ist sich gewiss, just einen der gezählten Höhepunkte des diesjährigen Spielart-Festivals erlebt zu haben.

Anna Konjetzkys Mitmach-Ringelpiez mit Erkenntnisanspruch „Festlauf“ hingen bringt gar nichts. Wie sich Zuschauer verhalten, wenn man sie auf die Bühne holt, weiß man zur Genüge: Sie erstarren. Der Tanz von fünf Performern zwischen apathischen Gästen bewegt ebenso wenig wie deren Vorträge über neue Gemeinschaftsbildungen. Schließlich baut Konjetzky aus zwei Holzplatten eine Bar. Bei Weißwein und Lounge-Techno entspannt sich das Publikum. Überraschung!

Aber es geht noch härter. Vor zwei Jahren performte Astrit Ismaili bei „Spielart“ fröhlich mit, als Teil von Antje Schupps Ko-

sovo-Projekt, in welchem er mit seiner Interpretation von Nina Simones Lied „Feelings“ wirklich alle bezauberte. Nun er fand er selber etwas, für das es keine Kategorie gibt, außer vielleicht die der Unfassbarkeit. „Innocent“ heißt das, findet im I-Camp statt und versammelt neben Ismaili selbst zwei Performer von zweifelhafter sexueller Orientierung und ein bald sehr nacktes, sehr schönes Mädchen. Die Performer sind übrigens auch sehr schön und dann auch sehr nackt, was allein aber noch nichts bringt. Irgendwie geht es um Gender, das Geschlechtsteil der Dame spricht – es gibt also doch winzigste Momente der Faszination in einem erstaunlich konzipierten Riesenquatsch.

**Henker, Mörder, CIA:
Die Themen sind groß, die
Vermittlung ist es nicht immer**

Gleich danach glaubt man in der Schauburg, einen Riesenbären aufgebunden zu kriegen, was sich aber am Tag danach, beim Blick ins Internet, als Trugschluss herausstellt. Da findet man zum Beispiel einen Artikel aus dem *Independent* von 2013, in welchem beschrieben wird, wie die CIA den abstrakten Expressionismus von Malern wie Jackson Pollock als Waffe im Kalten Krieg einsetzte. Abgefahren. Aber weshalb glaubt man dem tollen Schauspielers Folkert Dückert nicht, der genau diese Geschichte in „Cassidy“ von Ulrich Eisenhofer und Benno Heisel erzählt? Weil man in bester Verschwörungstheorie-Manier von einem Wust an Inhalten überrollt wird. Der Abend tritt zweieinhalb Stunden lang profound auf der Stelle, wäre gut gemacht, wenn Heisel ein echtes Ge-

spür von Theatralität hätte. Hat er aber nicht, und so kriegt man mühsam eine Schnurre, eine hysterische Kunstfigur und reichlich Kunstgeschichte geliefert.

Wie man Realitäten listig an den Mann bringt, zeigt indes Juha Valkeapää mit seinen „Executed Stories“ in der Galerie der Künstler. Leider bäckt er keine Pfannkuchen wie vor vier Jahren, dafür singt er wie ein Nordlicht, Lieder von Bruce Springsteen oder Elvis Costello, Balladen von finteren Gesellen oder einfach Unglücksraten. Valkeapää erzählt eine Geschichte der Hinrichtungen von zwei Seiten, der der Henker, wobei er von erstaunlichen Familiendynastien in diesem Beruf berichten kann, und die der Delinquenten. Oder Opfer. Auf seine unaufgeregte Art schafft er es sogar, vom Holocaust zu erzählen. Und lädt das Publikum ein, anhand einer Puppe ein paar Techniken auszuprobieren. Verteilen etwa. Die Resonanz bleibt da allerdings verhalten – es gibt dann halt doch niemand gerne zu, den ersten Stein werfen zu können.

Unter all den kleinen Nüsschen, die man in diesem Jahr als eifriges „Spielart“-Eichhörnchen sammelt – mit einigen davon kommt man garantiert über keinen Winter – begeistert ganz überraschend ein besonders kleines: „A Good Place For No Tourists Nor Locals“ von Hector Thami Manekeha aus Johannesburg. Mit wenigen Worten, aber mit seinem Körper erzählt er von der Gewalt in seiner Heimatstadt, von nackter Angst, polizeilichen Übergriffen und Mord. Dabei spürt man eine ganz große Traurigkeit bei dem stolzen Zulu, darüber, dass es in seinem Land Genden gibt, in denen es keinerlei Sicherheit gibt, egal für wen. Wie ein Krimi von Roger Smith, aber als Körpertheater. Toll.